

ELAYA WINTER

D
Y
A
D
E

WAS IN DIR SCHLÄFT

ELAYA WINTER

DYADE

WAS IN DIR SCHLÄFT

ROMAN

ÜBER DIESES BUCH

Europa, Ende des 21. Jahrhunderts.

Nach einer Klimakatastrophe bestimmt ein gnadenloses Social-Ranking über den Wert eines Menschen. Unter den Kuppeln atmen die Privilegierten – draußen in den Gürteln kämpfen die anderen ums Überleben.

Nathan Lang ist Elite-Soldat im Dienst des Systems. Bis eine Nahtoderfahrung alles verändert: geschärfte Sinne, unerklärliche Visionen – und eine fremde Stimme. Liyah, ein außerirdisches Wesen, hat sich in seinem Kopf eingenistet und weigert sich, wieder zu verschwinden.

Von Visionen und der fremden Stimme getrieben, glaubt Nathan, den Verstand zu verlieren, doch das ist erst der Anfang. Liyah konfrontiert ihn mit einer Enthüllung, größer als das System selbst: Die irdische Realität steht kurz davor, sich zu teilen – zwei Welten, zwei Zeitlinien, zwei Entscheidungen. Ein Prozess, der alles verändert, was Nathan über den Kern des Lebens zu wissen glaubt.

Zerrissen zwischen Schuld, Zweifel und einem schier unlösbaren Auftrag bleibt ihm nur ein einziges Backup: Giulia – von Beruf übellaunige Rebellin, die Wanzen wie ihn normalerweise zum Frühstück verspeist.

Im Strudel von Manipulation und Aufbruch muss das ungleiche Team zeigen, wer sie wirklich sind.

Am Ende wartet eine Entscheidung, der sich niemand entziehen kann:
Auf welcher Erde willst du leben – und wer bist du bereit, dafür zu sein?

Was in dir schläft... verändert alles.

Die DYADE-Dilogie

Band 1: Was in dir schläft

Band 2: Was in dir erwacht

»**Dyade** – ursprünglich die kleinste Form einer Beziehung: Zwei, die untrennbar verbunden sind. Doch wenn ein inneres Gleichgewicht zerbricht, beginnt auch das Äußere zu kippen.

Was einst Einheit war, beginnt sich zu spalten – in zwei Welten, zwei Zeitlinien, zwei Entscheidungen. Die eine Welt fürchtet sich weiter, kämpft weiter, vergisst weiter. Die andere beginnt sich zu erinnern – an Mitgefühl, an Verbindung, an den tiefsten Kern allen Lebens.

Der Prozess der Dyade beginnt mit ihrer Auflösung – und er ist keineswegs eine Strafe. Er ist ein Akt der Gnade.«

– LIYAH –

1 – Nathan

Nathan Lang wusste nicht mehr, welcher Tag war – und es spielte keine Rolle. Zeit hatte in diesem Loch längst jegliche Bedeutung verloren.

Irgendwo rechts von ihm zerschnitten kleine Krallen auf Metall unregelmäßig die Stille. Selbst durch die völlige Erschöpfung hindurch hielten ihn diese trippelnden Geräusche wach, ließen ihn frösteln und immer wieder nervös zusammenzucken.

Ein heiseres Lachen kroch seine Kehle hinauf, kurz und bitter. All seine Fähigkeiten, einen Gegner in Sekundenschnelle kampfunfähig zu machen, nützten ihm hier unten nichts gegen seine Abscheu vor Ratten. Oder waren es Mäuse? Mit Letzteren hätte er leben können.

»*Warmduscher!*« Arvids Bass dröhnte in seinem Kopf. Nathan verzog das Gesicht zu einem Lächeln, das sich jedoch wie eine schmerzhaft Grimasse anfühlte.

Seine Blase drückte, was unmöglich schien – schließlich hatten sie ihm seit Ewigkeiten kein Wasser gegeben. Wie zum Beweis leckte seine Zunge unwillkürlich über die rissigen Lippen. Langsam zwang er sich in die Höhe. Seine schwieligen Finger suchten Halt an der kalten Betonwand. Draußen musste es gut dreißig Grad heiß sein, trotzdem hatte dieser Raum Ähnlichkeiten mit einer Kühlbox. Genauso dunkel, genauso arktisch. Fröstelnd

tastete er mit den nackten Füßen über den erdigen Boden. Vermutlich hatte er seine haarigen Mitbewohner längst aufgeschreckt, doch allein der Gedanke, einen von ihnen zu erwischen, ließ Nathan erschauern.

Nach ein paar Schritten erreichte er die gegenüberliegende Wand und schob sich in die Ecke vor. Unter normalen Umständen hätte er sich geschämt, sich in seiner Schlafstätte zu erleichtern, doch Scham war längst zu einem Luxus geworden, den er sich nicht mehr leisten konnte. Und dem stechend scharfen Geruch nach zu urteilen, der den ganzen Raum beherrschte, war er bestimmt nicht der Erste hier unten, dem es so erging.

Weiter draußen begann ein Generator zu brummen, das einzige Geräusch der Zivilisation.

Zurück in seinem »Lager«, einer kleinen Erhebung am Boden, die ihm zur Orientierung in der Schwärze diente, ließ er sich schwerfällig nieder. Ein Hustenanfall schüttelte ihn und sein Brustkorb brannte. Er rang nach Luft. Was hätte er dafür gegeben, endlich wieder frei durchatmen zu können! Eine Rückkehr zu den klimatischen Bedingungen und der Luftqualität, wie sie einst seine Eltern gekannt hatten, lag jedoch in weiter Ferne.

Die Vereinigten Europäischen Nationen, kurz VEN genannt, hatten vor fünf Jahren das offizielle Ende der Finsteren Dekade verkündet – jener verheerenden zehnjährigen Klimakatastrophe, die beinahe den halben Kontinent zerstört hatte. Aber ein komfortables, halbwegs normales Leben war nach wie vor nur unter den künstlich aufbereiteten Schutzatmosphären möglich. Diese gewaltigen Kuppeln schützten die Städte und wichtigsten Infrastrukturen Europas mit einer kaum sichtbaren Hülle, die sich wie ein Filter über sie legte und Schadstoffe, Strahlung und den giftgetränkten Staub der Verwüstungen dieser Jahre zurückhielt.

Nathan ließ seinen Kopf knacken und rollte die verspannten Schultern. Er starrte in die Dunkelheit, als könnte er damit die gewohnten Feeds zum Leben erwecken. Doch da war nichts.

Seit mehr als einer Woche waren seine Implantate deaktiviert, und er hatte sich noch immer nicht an das leere Sichtfeld gewöhnt. Keine blinkenden

SmartLenses, keine EarLinks, die ihn mit der Welt verbanden. Die SmartWrist an seinem Handgelenk stellte den einzig verbleibenden Kontakt zur Zivilisation dar. Ein Knopfdruck hätte genügt, um dieses Loch zu verlassen. Stattdessen hatte er sich erfolgreich selbst daran gehindert.

Um seinen Verstand beschäftigt zu halten, versuchte Nathan, die letzten Tage Revue passieren zu lassen. Nicht, dass er sich gerne erinnerte, aber es hielt sein Gehirn davon ab, in der erstickenden Dunkelheit Dinge zu sehen, die da nicht hingehörten.

Wie Vieh hatten die Leute von AEGIS ihn und ein paar andere Anwarter vor über einer Woche kurz nach Einbruch der Dämmerung in einen dunkelgrünen Kastenwagen geladen und durch die Gegend gekarrt. Die Vegetation ließ vermuten, dass man sie irgendwo südlich von Toulouse, ihrem Ausgangspunkt, in Richtung der Pyrenäen ausgesetzt hatte – dort, wo dürres Buschland allmählich in dunklere Waldstreifen überging. Einer nach dem anderen starteten sie, ohne Schutzmasken, ohne Dekontaminierungstabletten, ohne Proviant. Lediglich mit einem Buschmesser, einer leeren Wasserflasche und dem Auftrag, die versteckten Codekapseln zu finden und diese sicher zurück zu ihrem Ausgangspunkt zu bringen.

Die *Authority for European Governance of Intelligence and Security* war das Rückgrat der europäischen Verteidigung. Offiziell gegründet zur Sicherung globaler Interessen. Inoffiziell war sie das Skalpell, das präzise Einschnitte setzte, wo diplomatische Worte versagten. AEGIS, das waren die Guten. Ein kehliges Lachen presste sich aus Nathans Kehle, als wolle sein Körper scharf gegen diese absurde Behauptung protestieren.

Aber es stimmte, er hatte sich dieser physischen und mentalen Hölle aus freien Stücken ausgeliefert. Und noch dazu voller Motivation.

Zu Beginn war alles glattgelaufen. Bereits nach wenigen Stunden hatte er Glück gehabt und Wasser entdeckt, das seine Nase als trinkbar einstufte.

Drei Tage später führte ihn seine akribische Suche zu einer der begehrten Kapseln. Seine Eintrittskarte in die AEGIS, die er fortan wie einen Schatz hütete.

Vier weitere Tage kämpfte Nathan sich nach Norden zurück, begleitet von Feinstaub, Hunger und Schlafmangel. In solchen Momenten zählten sich die endlosen Drilleinheiten mit Arvid aus, sein Körper befand sich in Bestform. Aber dann hatten sie auf ihn gewartet. Eine Weile gelang es ihm noch, seine Verfolger abzuschütteln, doch schließlich war sein Lauf vorbei, und sie nahmen ihn gefangen. Es gehörte zum Spiel, das wusste er. Seine letzte Prüfung.

Arv. Hockte sein bester Freund ebenfalls in einem dunklen Rattenloch? Er hoffte es für ihn. Eigentlich zweifelte Nathan keine Sekunde daran. Wenn Arvid es nicht bis hierher schaffte, wer dann? Zu Hause in Deutschland nannten alle Kameraden den bulligen Hünen mit den schwedischen Wurzeln und losem Mundwerk nur *Moose* – Elch –, denn genau das war er. Zäh, robust und stoisch.

Es fiepte leise neben Nathan, mittlerweile war er jedoch zu erschöpft, um deswegen in Panik zu geraten.

»Wenn du mich anknabberst, bist du tot«, brummte er in die Finsternis.

Immer wieder sackte sein Kinn auf die Brust, und für ein paar Minuten nickte er ein. Er wollte nicht schlafen, wollte ihnen nicht die Genugtuung bereiten. Wollte wach sein, wenn sie ihn aufs Neue holten. Stattdessen fühlte es sich an, als zerrten schwere Gewichte an seinen Lidern. Nur ein paar Minuten der Erschöpfung nachgeben.

Nur für ein paar Minuten.

Als Nathan das nächste Mal die Augen öffnete, bereute er es sofort. Der Schein einer grellen Taschenlampe brannte schmerzhaft in seinen Augen, sodass er die Lider schnell wieder schloss. In diesem Moment war der Jutesack, der ihm unsanft über den Kopf gestülpt wurde, eine Wohltat. Harte Finger rissen ihn auf die Füße und fesselten seine Handgelenke grob vor seinem Körper. Nathan verkniff sich ein hysterisches Lachen. Als ob er gerade in der

Lage wäre, jemanden überhaupt anzugreifen.

Die Hände stießen ihn rücksichtslos vorwärts. Er hatte diesen Händen bei ihrer ersten Begegnung den Namen Joker verpasst. Arvid hätte sich prächtig über seinen Sarkasmus amüsiert. Der Typ war eindeutig an seinem Geruch zu erkennen, einer zweifelhaften Mischung aus Schweiß und Waschmittel. Es gab auch noch Darth Vader. Doch der kam meist erst später und leitete mit seiner von einer Vollmaske verzerrten, kehligen Stimme die Verhöre.

Nathan taumelte gegen die feuchten Wände eines schmalen Ganges. Sein linker Fuß war eingeschlafen und fühlte sich taub und nutzlos an. Er hatte Probleme, sich auf den Beinen zu halten, doch Joker schien das herzlich egal zu sein.

»Stufen«, klang es barsch hinter ihm, und Nathan tastete eilig nach den Tritten, um nicht zu stürzen. Mit jedem Schritt wurde es ein klein wenig heller und merklich wärmer. Als er den sanften Zug einer Frischluftzufuhr spürte, atmete er dankbar ein. Wieder wurde er gestoßen. Sein Schienbein knallte gegen einen harten, metallenen Gegenstand und er unterdrückte angestrengt ein Stöhnen.

Joker machte sich an ihm zu schaffen, durchschnitt mit etwas Scharfem ruckartig seine Fesseln. Kaum waren seine Gelenke frei, packten die Finger von Jokers Pranken sogleich schraubstockartig Nathans Hände. Dann schubste er ihn kräftig nach hinten, sodass Nathan das Gleichgewicht verlor und mit dem Rücken auf eine Art Liege prallte.

»Füße hoch«, knurrte Joker freundlich wie immer.

Nathan zog seine Beine auf die Unterlage und bemerkte, wie seine Handflächen schwitzten. Das Prozedere war neu, und sein lädiertes Nervensystem reagierte sofort mit Alarmbereitschaft. Die ersten beiden Male war die Methodik dieselbe gewesen. Seine Prüfer – oder sollte er besser Peiniger sagen? – hatten ihn in ein karges Zimmer geführt, an einen Stuhl gefesselt und stundenlang verhört, ihn mental sowie körperlich an seine Grenzen gebracht. Sie wollten seinen Code. Den Code, den er mit seinem Leben zu schützen hatte. Und das tat er. Eisernes Schweigen war das Einzige,

was sie bisher von ihm geerntet hatten, und er würde alles tun, damit es auch so blieb.

Wieder einmal wurden seine Hände fixiert. Die breiten Lederbänder, mit denen Joker seine Arme links und rechts am Bett festzurte, waren im Vergleich zu den Kabelbindern deutlich angenehmer. Sie schnitten ihm nicht ins Fleisch. Nathan war jedoch nicht naiv genug, zu glauben, dass seine Folterknechte nun in den Kuschelmodus schalten würden. Im Gegenteil.

»Letzte Chance. Der Code?« Darth Vader, der unbemerkt eingetreten war, raunte ihm die Frage unangenehm nah ins Ohr. Dann riss er ihm mit einer ruckartigen Bewegung den Jutesack vom Kopf.

Nathan blinzelte halb blind in den Raum und versuchte, sich so schnell wie möglich einen Überblick zu verschaffen. Das Zimmer war ein anderes. Cleaner, aber nicht freundlicher. Weiß gekachelte Wände, und an der Decke über seiner Behandlungsliege prangte eine überdimensionale Lampe, die den Betrachter unweigerlich an einen OP-Saal erinnerte. Fehlte nur noch, dass der unbeugsame Held – in diesem Fall seine Wenigkeit – markige Sprüche klopfte, um seine Gegner zu verhöhnen.

Beide Männer trugen Atemmasken, die ihre Gesichter verdeckten. Darth Vader hatte offenbar keine ernsthafte Antwort von ihm erwartet, denn fast zeitgleich befestigte er kleine Elektroden an Nathans Kopf, während Joker sich an seinem linken Arm zu schaffen machte. Die gedrungenen, kräftigen Körper der Männer steckten in Kleidung mit Camouflage-Aufdruck. Außer ihrem Geruch und ihren Stimmen gab es nichts, was ihre Identität preisgab.

Mit langsamen, überdeutlichen Handgriffen überstreckte Joker Nathans Ellbogen und klopfte prüfend auf die Innenseite seiner Armbeuge. Dann rollte er einen kleinen Servierwagen heran und nahm einen der Injektoren, die gut sichtbar ganz oben auf einem Tablett lagen.

Gehört alles zum Einschüchterungsprogramm, versuchte Nathans Verstand, seine Nerven zu beruhigen. Doch sein Blick klebte an Joker und der rötlichen Injektionsflüssigkeit.

Gefärbte Kochsalzlösung, redete sein Gehirn ihm erneut ein. Aber er wusste,

dass es log.

Waren an den Gerüchten doch was dran, die man sich unter den AEGIS-Anwärtern erzählte?

Während der Vorbereitungen waren einige Schauermärchen über ein neues Manipulationsprogramm kursiert. Eine perfide Täuschungsmethode, die Soldaten durch gezielte neuronale Konditionierung in ihre schlimmsten Traumata zurückschleuderte, um an Informationen zu gelangen.

Konzentrier dich, verdammt! Konzentrier dich!, befahl der Soldat in ihm und versuchte, die aufkommende Panik niederzukämpfen.

Widerstand hätte nur weitere Schmerzen bedeutet, und davon besaß Nathan bereits mehr als genug. Also zwang er sich zur Ruhe, während sein Peiniger den Injektor ansetzte und den Kolben quälend langsam herunterdrückte. Die Flüssigkeit breitete sich kalt in seiner Vene aus.

»Angenehme Träume«, flüsterte die kehlige Stimme Darth Vaders. Dann fielen Nathan die Augen zu.

2 – Nathan

Diese Straße hätte Nathan selbst dann noch erkannt, wenn alle Bäume, die sie säumten, abgeholzt und nach Timbuktu verschifft worden wären.

Er roch es, bevor er es sehen konnte. Der beißende Gestank von verbranntem Gummi hing über dem Asphalt. Panik überrollte Nathan, so unerwartet, dass sie ihn beinahe zu Boden drückte. Seine Beine rannten wie von selbst die Allee entlang, bis er das Wrack erreichte. Die Schnauze des Autonomous-Mobility-Vehicle war bis zur Unkenntlichkeit in einen knorrigen Baumstamm gepresst, die Frontkabine des AMV kaum mehr existent. Durch die gesprungene Seitenscheibe starrte Nathan auf die völlig demolierte Frontkonsole, als er aus dem Augenwinkel eine Bewegung im Fond des autonomen Fahrzeugs bemerkte. Jemand riss verzweifelt am Türgriff, hämmerte immer panischer gegen die Scheibe. Genau wie damals.

»Nathan! Nate! Hilf mir!«

Etwas in ihm ermahnte ihn, nicht hinzusehen, sagte ihm, dass es nun höchste Zeit war, zu verschwinden. Doch sein Blick wanderte unweigerlich zum Fenster. Obwohl er instinktiv wusste, was ihn erwarten würde, traf der Anblick Nathan wie ein unvorbereiteter Schlag in die Magengrube. Die eben eingeatmete Luft entwich seinen Lungen mit einem stöhnenden Laut, und er keuchte. Wie in Trance stürzte er zur Tür, seine Hände tasteten nach dem Griff,

während seine Augen starr auf die Gestalt auf dem Rücksitz gerichtet waren, als könnte sie sich sonst in Luft auflösen. Doch seine Finger bekamen nichts zu greifen. Da, wo der Türgriff sein sollte, befand sich nur die glatte Oberfläche eines Touchscreens.

Please, enter your code.

Der Satz blinkte Nathan erwartungsvoll entgegen. Keine Sekunde später flogen seine Finger über die eingeblendete Tastatur. Er hatte die ersten fünf Zeichen getippt, als plötzlich ein schemenhafter Schatten durch seine Gedanken glitt. Zu schnell, um richtig erfasst zu werden, doch langsam genug, um Nathan innehalten zu lassen.

Hier stimmte etwas nicht. Ein vages Gefühl, mehr als eine Tatsache. Er starrte auf die Zeichen, die er bereits eingegeben hatte. Seit wann brauchte man einen Code, um eine normale AMV-Tür zu öffnen? In diesem Augenblick fauchte es bedrohlich, und aus dem qualmenden Wrack gierten die ersten Flammen empor. Ein gellender Schrei hallte aus dem Inneren, während Fäuste unaufhörlich gegen das Fenster trommelten und die Gestalt immer wieder seinen Namen schrie.

Abermals tauchte der Schatten auf. Doch diesmal schloss Nathan seine Augen, was ihn seine gesamte Beherrschung kostete, und jagte ihm nach. Je näher er den dunklen Umrissen kam, desto deutlicher wurden die Konturen, bis sie sich langsam zu zwei Worten formten.

Nicht real.

Mit einem Ruck riss Nathan seine Augen auf. Die Erkenntnis brachte jedoch keine Erlösung. Panik überrollte ihn. Ein Teil in ihm wollte diese verdammte Tür mit aller Macht aufbrechen. Er wollte an die Hoffnung glauben, während der andere nur noch den Wunsch verspürte, seinen überwältigenden Schmerz in jeden Winkel seines Körpers zu brüllen.

Er gab keinem von beiden nach. Stattdessen sackte er kraftlos neben der Tür auf die Knie. Einzig den Tränen, die ihm heiß und haltlos über die Wangen strömten, hatte er nichts entgegenzusetzen.

Seine Mutter hatte das angsterfüllte Gesicht gegen die fleckige Scheibe

gepresst, den Mund geöffnet, und die azurblauen Seen ihrer Augen suchten flehend seinen Blick. Ihre Fäuste erschlafften mit jeder Sekunde, die Nathan verstreichen ließ. Etwas in ihm jammerte ihn inständig an, endlich zu verschwinden, sich nicht weiter zu quälen. Er schaffte es nicht.

Die Hitze um sie herum wurde unerträglich. Ihre Schreie verebbten, ihr Blick verlor sich. Doch Nathan blieb. Er lehnte seine Stirn gegen das Fenster, berührte mit seinen Händen das Glas an der Stelle, an der die ihren lagen. Die Tränen seiner Verzweiflung benetzten sein gesamtes Gesicht, während er hilflos zusah, wie das Leben seine Mutter Atemzug für Atemzug verließ. Genau wie damals, vor fünfzehn Jahren. Alles, was ihm blieb, war auszuharren und zu warten.

Nicht real.

Der AMV, seine Mutter und die Straße verschwanden, und zitternd und keuchend wurde Nathan sich einen Moment später wieder der Liege unter sich bewusst. Der Joker zog soeben eine Nadel aus seinem Arm, während sein Kompagnon ihm wenig zimperlich die Elektroden von der Stirnhaut entfernte. Sein Gesicht war tränennass, das Beben hatte nun seinen gesamten Körper erfasst. Dann der Sack und erneut Schwärze, die ihn umfing.

Fast schon freute sich Nathan auf seine stinkende Zelle. Seine Nerven vibrierten. Doch er hatte standgehalten, und das war alles, was zählte. Sein Gehirn hatte sich von den vorgetäuschten Erinnerungen und Sinneseindrücken nicht hintergehen lassen. Nur war sein Körper zu erschöpft, um deshalb Genugtuung zu empfinden. Am Rande nahm er wahr, dass Joker und sein Kollege auf das Fesseln seiner Hände verzichtet hatten. Sie stellten ihn auf die Beine und packten seine Arme.

Sie trugen ihn mehr, als dass er selbst lief. Seine Muskeln versagten immer wieder ihren Dienst, und die nackten Füße schleiften schwerfällig über den sandigen Boden. Nach dem ersten Richtungswechsel wurde Nathan jedoch klar, dass es nicht zurück in sein Verlies ging. Er versuchte nicht einmal mehr, die Orientierung zu halten. Die Schreie seiner Mutter hallten immer noch in seinen Ohren und kratzten mit spitzen Fingern an der letzten Schicht seiner

Selbstbeherrschung.

Da quietschte direkt vor ihm eine Tür, und ein Schwall an stickiger Sommerluft schlug ihm jäh entgegen. Sie standen im Freien. Grober Kies stach ihm in die Fußsohlen. Seine Begleiter bugsierten ihn weiter nach draußen.

»Lass den Sack über dem Kopf. Deine Augen müssen sich ans Tageslicht gewöhnen.«

Entgeistert über die so außergewöhnlich fürsorglichen Worte, die ihm Darth Vader mit seiner unverkennbaren Stimme zugeraunt hatte, blieb Nathan stehen. Hände schoben ihn jedoch sofort weiter.

»Kopf einziehen und hinsetzen«, tönte es ähnlich umgänglich, diesmal aus der Richtung des Jokers.

Nathan wurde auf einen Sitz geschoben, und mit einem leisen Klacken fiel eine Autotür ins Schloss. Stille legte sich um ihn. Er war allein.

»Willkommen, Soldat Nummer 124«, erfüllte auf einmal eine androgyne Stimme das Innere des AMVs. »Sie haben alle erforderlichen Prüfungen des zehntägigen Outdoor-Selektionsprozesses für AEGIS absolviert und stehen somit am Ende Ihres vierwöchigen Aufnahmeverfahrens. In wenigen Tagen werden Sie von uns über Ihre Ergebnisse informiert. Ich werde Sie nun zurück ins Toulouser Hauptquartier bringen. Die Fahrt wird zwei Stunden und siebenundvierzig Minuten in Anspruch nehmen. Falls Sie sich dazu in der Lage fühlen, steht etwas zu trinken und zu essen auf dem Sitz zu Ihrer Rechten bereit. Es empfiehlt sich, die Dekontaminierungstablette erst nach dem Essen einzunehmen und anschließend im Abstand von sechs Stunden über die nächsten zwei Tage jeweils eine weitere. Ich wünsche Ihnen eine angenehme Fahrt und gute Erholung.«

Nathans Kopf sank kraftlos gegen die Sitzlehne, und er sog die gefilterte Luft im AMV tief in seine Lungen ein. Immer wieder hatten Arvid und er sich diese Situation visualisiert wie Spitzensportler ihren Zieleinlauf. Doch jetzt, da es so weit war, verspürte er nur endlose Leere in sich. Unvermittelt fingen seine Schultern an zu beben, und aus seinem Kehlkopf kamen seltsame Gluckser, die unkontrolliert aus seinem Mund gurgelten. Er wusste selbst nicht, ob er

lachte oder weinte.

Essen, trinken! Hatte die KI etwas von Essen erzählt?

Nathan riss sich, trotz der Warnung, den Jutesack vom Kopf. Halb blind tastete er auf dem Nachbarsitz herum und griff wahllos nach dem ersten Gegenstand, den er zu fassen bekam. Es war eine Glasflasche. Gierig schraubte er den Deckel auf und stürzte sich die Flüssigkeit so hastig in den Mund, dass das klare Wasser ihm über die rissigen Lippen und das Kinn lief und auf seine Hosen tropfte. Es kümmerte ihn nicht.

Sein leerer Magen blubberte, und ihm wurde übel. *Langsam*, ermahnte er sich. Doch ehe er sich versah, riss er bereits die Lasche eines Energy-Gels ab, das seine blinzelnden Augen erspäht hatten.

Nachdem er die ersten Schlucke aus dem Beutel gesaugt hatte, beruhigte sich sein Inneres allmählich. Das Entsetzen der letzten Stunde wich langsam, aber sicher, und er schaffte es, die Erinnerungen und den Schmerz wieder in die hinterste Ecke seines Kopfes zu pferchen.

Als er den Gel-Beutel geleert hatte, drückte er eine der weißen Dekontaminierungstabletten aus der Blisterfolie und spülte sie mit einem großen Schluck Wasser hinunter.

Der autonome Offroader schaukelte gemächlich über die holprige Schotterpiste. Nach einer Weile passierten sie die schütter bewachsenen Ausläufer der Pyrenäen und rollten hinaus in einen dünnen Landstrich. Durch die getönten Scheiben flimmerte die staubige Einöde an Nathan vorbei, und allmählich fielen ihm die Augen zu.

3 – Giulia

Knurrend zeigte der riesige Hund seine Zähne, doch Miguel ließ sich nicht beirren. Lachend zerrte er an dem Stock, den der weiße Pyrenäenberghund zwischen seinen kräftigen Kiefern hielt, bis er der Hundedame scharf »Aus, Nieve. Aus!« befahl. Gehorsam legte die Hündin das Holz nieder, senkte ihren Vorderkörper ab, sodass ihre Ellbogen fast die Erde berührten, und bellte auffordernd. Giulias Augen verengten sich, während sie ihre langen Beine auf der stoppeligen Wiese zu einem Schneidersitz zusammenfaltete.

Verräterin!

Was fanden alle nur an diesem spanischen Wollschädel? Ihr Blick streifte Miguels Lockenkopf, um sich dann wieder misstrauisch dem dünnen Grashalm zuzuwenden, den sie gerade mit akademischer Präzision sezierte.

»Darf ich, Papá? Bitte!« Neben Miguel tauchte ein schwarzhaariger Kinderschopf auf. Die großen Augen der Kleinen funkelten voller Erwartung.

»Langsam, Elena. Du erschreckst sie sonst.« Miguel ging in die Knie und reichte seiner Tochter den Stock.

»Vamos, Nieve!«, rief sie begeistert und schleuderte mit aller Kraft das Holz. Aufgeregt wetzte das neueste Familienmitglied los und brachte den Stock wieder zurück zu dem Mädchen, damit das Spiel von vorn beginnen konnte.

Giulias Schwester erhob sich neben ihr aus dem Gras und trat an die Seite

ihres Mannes. »Du verwöhnst sie.«

Giulia hörte den Vorwurf aus Anas Stimme, doch sie wusste, dass sie den Anblick ihrer fröhlich herumtollenden Tochter genoss.

»Mag sein, aber sie hatte es schwer in letzter Zeit. Ihr beide«, antwortete Miguel und zog Ana in eine Umarmung.

Giulia machte hinter seinem Rücken leise Würgegeräusche, bis Ana sie mit einem strengen Blick zum Schweigen brachte.

»Wir hatten es alle nicht leicht.« Ana drückte Miguel demonstrativ einen Kuss auf die Lippen. »Wir vermissen dich, und daran wird auch dieser Hund nichts ändern. Elena braucht ihren Vater zurück und ich meinen Mann.«

»Ich weiß. Aber wir sind mit VisionPlaces kurz vor dem Durchbruch. Noch dieses eine Jahr ...«

Ana sah ihn mit hochgezogenen Brauen und zusammengepressten Lippen an, sagte aber nichts, sondern wandte sich resigniert ab. Giulia kannte diesen peinvollen Blick ihrer Schwester, der sich in der letzten Zeit häufte, und er war ihrer Meinung nach Grund genug, ihren Schwager nicht mögen zu müssen.

Ihre Augen huschten zu den Berggipfeln der Pyrenäen hinauf, die bereits mit Schnee bedeckt waren. Direkt unter ihnen, eingebettet in die feinen Nebelschleier des zu Ende gehenden Herbsttages, lag Catalin, eines der ersten Projekte von VisionPlaces. Miguel, der ein abgeschlossenes Studium in Wirtschaft und Soziologie vorweisen konnte, hatte die Firma zusammen mit seinem besten Freund, Ramin Garcia, schon in den letzten Jahren der Finsteren Dekade gegründet. VisionPlaces widmete sich der Frage, wie das zukünftige Leben der Menschen gestaltet werden konnte, um im Einklang mit der Natur ein lebenswertes Dasein für alle zu ermöglichen.

Die Steindächer der Kommunengebäude leuchteten matt in der Abendsonne. Zu idyllisch und zu friedlich für ein Gefängnis, doch nichts anderes war es. Zumindest für Giulia.

Sie schloss für einen Moment die Augen, und rot leuchtende Buchstaben tanzten hinter ihren Lidern. Revoluzzer-Schweine. Lächerliches Geschmiere

an einer Hauswand. Nichts, womit eine geborene Rossi nicht fertiggeworden wäre. Doch Miguel hatte die Nerven verloren und nun hockten sie alle in dieser gottverlassenen Einöde fest.

Sie sog die kühle Bergluft tief in ihre Lungen. Aus lauter Gewohnheit spürte sie in ihren Körper hinein – kein Brennen, kein Stechen folgte. Zumindest was das anging, hatte Anas Romeo die Wahrheit gesagt: Hier oben, wo die Winde die Täler ausfegten und die Giftstoffe in die Ebenen abdrängten, ließ es sich tatsächlich atmen.

Eine Transportdrohne hob eben vom Wirtschaftsgebäude in Richtung Westen ab. Zum Glück hatten diese Hinterwäldler nicht die ganze Technik verbannt. Man wurde auch nicht auf dem nächsten Scheiterhaufen verbrannt und zu Schwarzerde verarbeitet, wenn man sich mal nur so zum Spaß ins Metaverse klinkte, wie ihr Miguel mit ernster Miene zu Anfang versichert hatte. Ein echter Spaßvogel, ihr Schwager. Sie unterdrückte den Impuls, die Augen zu verdrehen. Vier ganze Tage hielt sie es nun schon hier oben aus. Ihr fehlte Madrids pulsierendes Leben, die Uni, ihr winziges Zimmerchen auf dem Campus.

Hier dagegen bekam sie drei warme Mahlzeiten am Tag und Zugang zum Metaverse – mit kostenlosen SmartLenses –, nachmittags ein paar Stunden in den Gewächshäusern arbeiten oder lange Spaziergänge mit Nieve machen, selbstverständlich ohne Schutzmasken. Elena und Ana hatte sie dabei ununterbrochen um sich, wenn sie wollte.

Ja, geradezu unerträglich!

Giulia schüttelte heftig den Kopf, als könnte sie dadurch ihren inneren Zyniker zum Schweigen bringen. Sie verbot sich weitere nette Gedanken über Miguel, Catalin oder sonst wen.

»Ihr werdet euch bald eingelebt haben.« Ihr Schwager wandte sich an Ana. »Hier seid ihr in Sicherheit«, fügte er so leise hinzu, dass Giulia es kaum verstand.

Er wollte Ana erneut in die Arme nehmen, doch sie wandte sich ab, rief nach ihrer Tochter und entfernte sich wortlos in Richtung Dorf.

»Großes Kino, Romeo.« Giulia fuhr sich durch den kurzen Pony und warf ihm von unten herauf einen finsternen Blick zu.

»Halt dich da raus«, entgegnete Miguel ihr spitz und verzog den Mund zu einem schmalen Strich.

Sie stemmte sich aus der Hocke hoch und schlenderte provozierend nahe an ihm vorbei, sodass sie beinahe auf ihn herabschauen konnte.

»Du machst einen auf Beschützer, aber nur deinetwegen sitzen wir hier oben am Arsch der Welt fest«, zischte sie leise. »Ein italienisches Gürteltier kann sehr gut auf sich selbst aufpassen. Wir hätten in Madrid bleiben können.«

Zufrieden bemerkte sie, wie Miguel beim Wort Gürteltier zusammenzuckte. Er hasste es, wenn sie die derbe Bezeichnung der Bewohner des Armensaums für sich und Ana benutzte, jener Viertel, die sich wie ein Gürtel um jede der Stadtkuppeln in Europa wanden.

»Jetzt hör mir mal gut zu, Giu.« Ihr Schwager packte sie am Arm, entgegen seiner Art. Allein das zeigte ihr, wie sehr sie gerade seine Grenzen austestete. »Ich mache das hier nicht zum Spaß. Außerdem bist du freiwillig mitgekommen. Du hättest uns nicht begleiten müssen.«

Giulia riss sich los und funkelte ihn an. »Ana weint sich jede Nacht die Augen aus wegen dir, Idiot. Soll ich sie auch noch im Stich lassen? Geh du ruhig die Welt retten, ich kümmere mich währenddessen um deine Familie!«

Das »deine« schoss scharf wie ein Dolch aus ihrem Mund, knapp an Miguels Kopf vorbei. Ohne ein weiteres Wort ließ sie ihn stehen und stapfte Ana hinterher. Sie wusste, dass er ihr nun mit diesem schmerzvoll verzerrten Blick nachsah, den sie so sehr an ihm verabscheute – vielleicht, weil er etwas in ihr berührte, das sie sich selbst längst nicht mehr erlaubte. Weichheit konnte sich niemand erlauben. Nicht einmal Miguel.

Und trotzdem heftete sich das schlechte Gewissen an ihre Fersen wie frisch ausgespuckter Kaugummi an die Schuhsohle eines unachtsamen Städters.

»Wann musst du wieder nach Madrid?«

Eine einfache Frage. In diesen vier Wänden jedoch so explosiv wie eine Stange Dynamit. Ana lehnte an der Küchenzeile in ihrem kleinen Wohnhaus, das die Familie von der Kommune zugewiesen bekommen hatte, und getraute sich, sie auszusprechen.

Mit einer kurzen Handbewegung trennte Miguel die Verbindung seiner SmartWrist zu den Kontaktlinsen und blickte zögernd zu Ana auf. »Montag«, sagte er dann mit fester Stimme.

Giulia, die eben Elena zu Bett gebracht hatte, setzte sich auf die Sitzbank hinter dem schmalen Küchentisch, während sie beobachtete, wie ihre Schwester scharf die Luft einsog.

»Wolltest du nicht bis nächste Woche bleiben?«

»Ja ... es ist etwas dazwischengekommen.« Miguel zog die Augenbrauen zu einem konzentrierten Strich. »Jemand hat uns kontaktiert.« Während er sich umständlich räusperte, wirkte es, als suchte er nach den richtigen Worten. »Das könnte unsere Chance sein.«

Giulia gab ein Schnauben von sich.

»Ramin und ich haben mit VisionPlaces immer versucht, friedliche, menschenwürdige Modelle zu entwickeln. Wege, die für alle funktionieren. Trotzdem werfen sie uns mit den Rebellen in einen Topf.« Miguel ließ seine zuvor wild gestikulierenden Hände kraftlos in den Schoß sinken. »Catalin und all die anderen Dörfer seien eine Brutstätte für den Terrorismus. Nur weil wir von der Norm abweichen.« Er lachte freudlos auf und atmete tief durch. »Die Rebellen werden immer extremer. Es wird Zeit, den Menschen eine Alternative zu bieten. Einen Mittelweg. Einen, der auf Konsens setzt, nicht auf Trennung. Und das hier könnte unsere Chance sein.«

Giulia presste die Lippen zusammen, damit ihr nicht die Worte herausrutschten, die sich in ihrer Kehle bereits in Position gebracht hatten.

Naive Weltverbesserer!

Früher, als Teenager, hatte sie Miguel stundenlang zuhören können, jedes

seiner Worte aufgesogen, wenn er von seinen Träumen sprach – doch heute schmeckten sie für sie nur noch nach Bitterkeit.

VisionPlaces hätte sich schon längst den Rebellen anschließen sollen, anstatt hier eine Weichspüllösung zu kochen. Trotz allem war sie froh, dass Miguels Geschäftspartner Ramin, der für sie väterlicher Freund und Mentor in einem war, sich weiterhin zurückhielt. Denn das perfide System des Social-Rankings, das die europäische Regierung vor fünf Jahren eingeführt hatte, würde den beiden Männern keine Fehler verzeihen. Es verzieh weder denen, die sie begingen, noch deren Angehörigen oder Partnern.

Schauernd flogen Giulias Gedanken zu ihrer Nichte, die friedlich im Nebenzimmer schlief. Wenn sie es verhindern konnte, würde dieses kleine Mädchen niemals dasselbe durchmachen müssen, wie sie oder ihre Mutter es mussten.

Damals, als ihr Leben in Stücke zerfallen war – als man ihren Vater erwischte, aufgrund der Sippenhaft ihre Mom ebenfalls verhaftete und Ana ihr hart erarbeitetes Social-Ranking, ihre Lebensgrundlage, verlor –, hatte Ramin ihr Vergeltung versprochen. Ihr, die als Minderjährige noch einmal davongekommen war. Sobald sie das Studium abgeschlossen hatte, sollte es losgehen: sie zwei gegen den Rest der Welt. Keine Familie, keine persönlichen Bindungen, keine Sippenhaft. Sie würden dem Social-Ranking den Stinkefinger zeigen.

Ein Kribbeln lief Giulias Wirbelsäule entlang, und sie rieb sich geistesabwesend über die Gänsehaut an ihren Armen. Noch drei endlose Jahre. Sie konnte es kaum erwarten.

Eine Weile blieb es still in dem kleinen Wohnraum. Nur das langersehnte Klopfen feiner Regentropfen gegen die Scheiben war zu hören.

»Kann Ramin nicht gehen? Oder jemand anderes?« Anas Stimme war leise, fast flehend.

Miguel erhob sich und legte ihr behutsam einen Arm um die Schultern. Diesmal ließ sie es zu, vergrub ihren Kopf an seiner Brust und krallte ihre Finger in den weichen Stoff seines Hemdes. Der Anblick der beiden schnürte

Giulia die Kehle zu.

»Der Kontakt wird zusammen mit Ramin nur virtuell stattfinden. Du musst dir keine Sorgen machen.«

»Das hast du letztes Mal auch gesagt, und dann haben sie dich ganze zehn Tage in Untersuchungshaft gehalten.«

»Das war was anderes. Im Netz ist Ramin der Beste, das weißt du. Wenn du mir nicht vertraust, dann vertrau ihm.«

Ana unterdrückte einen Seufzer.

»Ich werde Ende Woche zurück sein, versprochen.«

Giulia stand auf, und Nieve erhob sich erwartungsvoll. »Komm, meine Schöne. Hier wird's zu eng«, flüsterte sie der Hundedame zu und verließ wortlos das Häuschen.

Draußen vor der Tür empfing sie die wolkenverhangene Nacht mit ihrem nassen Atem. Sie stapfte durch den äußeren Ring der Wohnhäuser, den Kopf gegen den Nieselregen gesenkt, und steuerte den Waldrand an. Nieve trabte schnüffelnd an ihrer Seite von einer Stelle zur nächsten.

Ramin war zwar brilliant, doch Miguel war durch und durch ein Träumer. Und wegen Anas schlechtem Urteilsvermögen gehörte dieser Spanier nun zur Familie. Ihrer Familie. Und leider hatte sie sich damals geschworen, diese Familie mit allem, was sie hatte, zu beschützen.

Giulia sog die feuchte Luft tief in ihre Lungen und stieß einen ergebnen Seufzer aus. Von nun an würde sie Miguel nicht mehr aus den Augen lassen können – koste es, was es wolle.

Merda! Ramin wird mich umbringen.